

RICHARD LAYMON

NIGHT IN THE
LONESOME OCTOBER
Finster

Aus dem Amerikanischen von Marcel Häußler

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
Night in the Lonesome October
erschien 2002 bei Leisure Books, New York.
Copyright © 2001 by Richard Laymon

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Marcel Häußler
liegen beim Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Folgende Zitate mit freundlicher Genehmigung der Verlage:
»Ulalume«, Edgar Allan Poe, Das gesamte Werk in zehn Bänden,
Walter-Verlag 1966
»Präludium oder das Reifen eines Dichtergeistes«,
William Wordsworth, Reclam 1974
»Der alte Seefahrer«, Samuel Taylor Coleridge, Insel-Verlag 1963

Nachwort Copyright © 2019 by Derek Clendening

1. Auflage April 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Timo Wuerz
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-806-3



Für Jerry und Jackie Lentz,
unsere guten Freunde,
die immer zu wissen scheinen,
worüber wir lachen.

*Der Himmel war grau im Oktober,
das Laub eine müde Zier –
das Laub eine dorrende Zier:
es war einsame Nacht im Oktober
eines Jahrs unerinnerlich mir ...*

»Ulalume«

EDGAR ALLAN POE

1

In der Nacht, in der alles begann, war ich 20 und mein Herz gebrochen.

Mein Name ist Ed Logan.

Ja, auch Männern kann das Herz brechen. Nicht nur Frauen.

Allerdings fühlt es sich eher wie ein leerer Magen als wie ein gebrochenes Herz an. Eine schmerzende Leere, die kein Essen lindert oder füllt. Sie kennen das sicher. Sie haben es bestimmt schon selbst erlebt. Es tut ständig weh, man ist ruhelos, kann nicht klar denken, wünscht sich beinahe, man wäre tot, aber eigentlich will man nur, dass alles wieder so ist wie vorher, als man noch mit ihr oder ihm zusammen war.

In meinem Fall hieß sie Holly Johnson.

Holly Johnson.

Mein Gott, ich sollte lieber nicht von ihr anfangen. Es reicht wohl, wenn ich sage, dass ich mich im letzten Frühling, als wir beide im zweiten Jahr an der Willmington University studierten, Hals über Kopf in Holly verliebt habe. Und sie schien auch in mich verliebt zu sein. Aber dann war das Semester zu Ende. Ich fuhr nach Hause nach Mill Valley und sie in ihre Heimatstadt Seattle, wo sie als Betreuerin bei irgendeinem beschissenen Sommerlager arbeitete und was mit einem ihrer Kollegen anfing. Wovon ich allerdings erst zwei Wochen nach Beginn des Herbstsemesters

erfuhr. Ich wusste, dass sie nicht auf dem Campus war, aber hatte keine Ahnung, warum. Die Frauen aus ihrer Studentenvereinigung spielten die Unwissenden. Ihre Mutter wick mir am Telefon aus. »Holly ist gerade nicht zu Hause, aber ich richte ihr aus, dass du angerufen hast.«

Dann, am ersten Oktober, kam ein Brief. »Lieber Ed, ich werde unsere gemeinsame Zeit nie vergessen ...« Und so weiter. Sie hätte mir auch eine Briefbombe schicken können ... einen Brief mit einer Voodoo-Bombe, die mich erst tötet und dann als Zombie wieder-auferstehen lässt.

Nach dem Brief blieb ich abends in meiner Wohnung und trank Wodka (den mir ein volljähriger Freund besorgt hatte) mit Orangensaft, bis ich die Besinnung verlor. Am nächsten Morgen wischte ich das Erbrochene auf. Dann musste ich den übelsten Kater meines Lebens durchstehen. Zum Glück war der Brief an einem Freitag eingetroffen. Am Montag hatte ich mich größtenteils von meinem Kater erholt. Von meinem Verlust nicht.

Ich ging der Form halber zu meinen Seminaren, tat, als interessierte mich der Stoff, und versuchte, mich zu verhalten wie der Junge, den die Leute als Ed Logan kannten.

An diesem Abend lernte ich bis ungefähr halb elf, oder besser gesagt *versuchte* zu lernen. Meine Augen wanderten die Zeilen entlang, aber meine Gedanken waren bei Holly. Ich schwelgte in Erinnerungen an sie. Und sehnte mich nach ihr. Und marterte mich mit plastischen Vorstellungen davon, wie sie mit meinem

Nachfolger, Jay, ins Bett ging. *Er ist so außergewöhnlich und einfühlsam*, stand in ihrem Brief.

Wie konnte sie sich in einen Typen verlieben, der Jay heißt?

Ich hatte drei oder vier Jays gekannt, und alle waren Arschlöcher.

Er ist so außergewöhnlich und einfühlsam.

Ich wollte ihn umbringen.

Ich wollte sie umbringen.

Ich hasste sie, aber ich wollte sie zurück. Ich stellte mir vor, wie sie zurückkam und ich weinte, während wir uns umarmten und küssten. Sie weinte ebenfalls und stieß hervor: »Ich liebe dich so sehr, Ed. Es tut mir leid. Ich habe dich verletzt. Ich werde dich nie mehr verlassen.«

Ja, klar.

So ging es mir jedenfalls Montagnacht. Gegen elf gab ich das Lernen auf. Ich schaltete den Fernseher ein, starrte aber nur auf den Bildschirm, ohne wirklich wahrzunehmen, was dort geschah. Dann überlegte ich, ins Bett zu gehen, aber ich wusste, dass ich hellwach daliegen und mich mit Gedanken an Holly und Jay quälen würde.

Schließlich beschloss ich, einen Spaziergang zu machen. Um aus meiner Wohnung rauszukommen. Um irgendwas zu tun. Um die Zeit totzuschlagen.

Thoreau hat geschrieben: »Als könnte man die Zeit totzuschlagen, ohne die Ewigkeit zu verletzen.«

Scheiß drauf, dachte ich. Scheiß auf Thoreau. Scheiß auf die Ewigkeit. Scheiß auf alles.

Ich wollte durch die Nacht laufen, darin verlorengehen und niemals zurückkehren.

Vielleicht würde mich ein Auto überfahren. Vielleicht würde mich jemand überfallen und ermorden. Vielleicht würde ich zu den Gleisen wandern und mich vor den nächsten Zug werfen. Oder vielleicht würde ich einfach immer weiter laufen, aus der Stadt hinaus, aus dem Staat, einfach raus.

Raus war alles, was ich wollte.

Die Dunkelheit draußen roch süß und feucht, und ein sanfter Wind wehte. Die Oktobernacht fühlte sich eher nach Sommer als nach Herbst an. Da ich zügig lief, fing ich in meinem Chamois-Hemd und der Jeans an zu schwitzen. Also ging ich langsamer. Schließlich hatte ich es nicht eilig.

Obwohl ich ohne Ziel gestartet war, ging ich nach Osten.

Ohne Ziel?

Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Ich hatte meinen Spaziergang nicht mit dem Vorsatz begonnen, zu Hollys Studentenwohnheim zu pilgern, aber genau dort ging ich hin. Meine Füße schienen mich von allein in die Richtung zu tragen. Die Strecke war ich viele Male gelaufen. Anstatt mich zum Vordereingang zu begeben, näherte ich mich der Rückseite des Gebäudes. Ich blieb nicht stehen, ging aber sehr langsam.

Dort war die Veranda, auf der Holly und ich uns nachts so oft zum Abschied geküsst hatten – manchmal eine ganze Stunde oder länger.

Das dritte Fenster von der südlichen Ecke des Gebäudes im ersten Stock war das große Panoramafenster von Hollys Zimmer. Ihres *ehemaligen* Zimmers.

Das Fenster war dunkel. Ein anderes Mädchen schlief wahrscheinlich in dem Raum dahinter ... in demselben Bett, in dem Holly immer geschlafen hatte.

Und wo war Holly jetzt? In ihrem eigenen Bett im Haus ihrer Eltern in Seattle? Oder in Jays Bett?

Wahrscheinlich fickt er sie gerade.

Ich konnte es mir vorstellen. Ich konnte es fühlen. Ich konnte Hollys weichen warmen Körper unter mir spüren, ihren begierigen Mund auf meinen Lippen, ihre Zunge in meinem Mund, eine ihrer Brüste in meiner Hand, ihre schlüpfrige feuchte Enge, die sich an mich presste.

Nicht an mich, sondern Jay.

Er ist so außergewöhnlich und einfühlsam.

»Ed?«

Verdammt!

Ich lächelte gezwungen und drehte mich um. »Ach, hallo Eileen.«

Eileen Danforth, ein Mädchen aus Hollys Verbindung und eine ihrer besten Freundinnen. Sie kam vermutlich aus der Bibliothek oder dem Studentenhaus. Der Wind blies durch ihr langes dunkles Haar.

»Wie geht's?«, fragte sie.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Du hast bestimmt Hollys Brief bekommen.«

Natürlich wusste Eileen alles über den Brief.

»Ja«, sagte ich.

»Krass.«

Ich nickte nur.

»Unter uns gesagt, ich finde, Holly hat Mist gebaut.«

»Danke.«

»Ich habe keine Ahnung, was in sie gefahren ist.«

»Ich schon«, murmelte ich.

Eileens Gesicht zuckte, als hätte sie einen kurzen scharfen Schmerz gespürt. »Ja«, sagte sie. »Ich auch. Tut mir echt leid.«

»Danke.«

Sie seufzte und schüttelte den Kopf. »Es ist wirklich schade. Aber wer weiß? Vielleicht bist du ohne sie besser dran.«

»Fühlt sich nicht so an.«

Eileen presste die Lippen zusammen. Sie sah aus, als würde sie anfangen zu weinen. »Ich weiß, wie das ist«, sagte sie. »Bei Gott.« Sie hob die Augenbrauen. »Und, bist du nur hergekommen, um das Haus anzustarren?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich wollte nur zum Donutshop.«

»Dandi?«

»Ja.«

»Um diese Zeit?«

»Er hat durchgehend geöffnet.«

»Ich weiß, aber ... es ist ziemlich weit außerhalb.«

»Zehn Kilometer.«

Sie verzog das Gesicht. »Das ist wirklich ein langer Weg.«

»Ich hab nichts Besseres zu tun.«

Sie sah mir eine Weile in die Augen. »Kannst du ein bisschen Gesellschaft gebrauchen?«, fragte sie dann. »Gib mir ein paar Minuten, damit ich meine Bücher wegbringen kann, und ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich möchte lieber allein sein.«

»Du solltest aber nicht den langen Weg ganz alleine gehen.«

»Das ist schon in Ordnung.«

»Es ist mitten in der Nacht.«

»Ich weiß, aber ...«

»Lass mich mitkommen, okay?«

Wieder schüttelte ich den Kopf. »Vielleicht ein anderes Mal.«

»Gut, deine Sache. Ich will dir nicht ... auf die Nerven gehen.«

»So war das nicht gemeint.«

»Ich weiß. Ich versteh schon. Du willst einfach allein sein.«

»Ja.«

»Aber sei vorsichtig, ja?«

»Okay.«

»Und mach keine ... Dummheiten.«

»Ich werd mir Mühe geben.«

»Das ist nicht das Ende der Welt.«

Ich stellte mir vor, dass meine Mutter genau dasselbe gesagt hätte, wenn ich zu Hause angerufen und ihr die Sache mit Holly erzählt hätte.

»Es kommt einem nur so vor.«

Das hätte meine Mutter vermutlich nicht hinzugefügt.

»Ja«, sagte ich.

»Aber es wird wieder besser. Bestimmt. Du lernst eine andere kennen und ...«

Das hätte wahrscheinlich mein Vater gesagt.

»Du wirst dich wieder verlieben.«

»Mein Gott, hoffentlich nicht.«

»Sag so was nicht.«

»Entschuldigung.«

»Tu mir einen Gefallen, ja? Bring mir zwei Donuts mit.« Das war typisch Eileen. Ich wusste, dass sie mich nicht nur darum bat, weil sie gerne Donuts mochte – obwohl Dandis Donuts wirklich hervorragend waren. Zum einen hatte sie ein Auto und konnte zu Dandi Donuts fahren, wann immer sie Lust hatte. Zum anderen war sie schlank und sehr hübsch und versuchte es zu bleiben, indem sie solche Leckereien wie Donuts vermied.

Das bedeutet nicht, dass sie niemals Donuts aß. Aber sie tat es nur selten.

Und ich wusste, dass sie mir in dieser Nacht eine Aufgabe geben wollte ... um zumindest einen Teil meiner Aufmerksamkeit von Holly abzulenken.

»Klar«, sagte ich. »Welche Sorte willst du?«

»Die klassischen mit Glasur.«

»Die Spezialität des Hauses.«

»Ja.« Eileen lächelte ein wenig traurig und leckte sich die Lippen. »Ich kann sie jetzt schon schmecken.«

»Ich weiß nur nicht, wann ich zurückkomme.«

»Bevor ich zu meinem Zehn-Uhr-Seminar muss, hoffe ich.«

»Ich versuch's.«

»Ich warte im Studentenhaus, während mir das Wasser im Mund zusammenläuft.«

»Ich Sorge dafür, dass du nicht verhungerst.«

»Danke.« Während sie mit dem linken Arm ihre Bücher vor der Brust hielt, drückte sie mit der rechten Hand sanft meine Schulter. Ich rechnete damit,

dass sie noch etwas sagen würde. Doch sie ließ mich los, wandte sich schweigend ab und trippelte über die Straße zur Vorderseite des Wohnheims. Ihr dunkles Haar wehte hinter ihr im Wind, der Faltenrock tanzte um ihre Schenkel.

Wenn sie Holly gewesen wäre, hätte mich ihr Aussehen bezaubert.

Aber sie war nicht Holly.

Bei ihrem Anblick empfand ich nichts.

Das stimmt nicht ganz. Tatsächlich verspürte ich den unbestimmten Wunsch, sie würde sich irgendwie in Holly verwandeln.

Nicht in die treulose Schlampe, die mich wegen ihres Liebhabers aus dem Sommerlager sitzengelassen hatte, sondern in die Holly des letzten Frühlings, die Holly, die ich geliebt hatte. *Diese* Holly.

Mein Gott, wie sehr ich sie mir zurückwünschte!

Auf der Veranda blickte Eileen zu mir zurück und winkte. Dann öffnete sie die Tür. Als sie ins Wohnheim ging, konnte ich einen Blick in den Empfangsbereich werfen.

Ich hatte oft dort gewartet, bis Holly aus ihrem Zimmer herunterkam. Im letzten Frühling hatte ich so viele Stunden in der Rezeption verbracht, dass sie mir wie ein zweites Zuhause vorkam. Es gab dort bequeme Sessel, ein paar Sofas, Stehlampen und Tische. Für die Besucher lag Lesestoff bereit, damit sie sich die Zeit vertreiben konnten, während sie auf ihre Freundinnen oder Töchter warteten.

Zerlesene Zeitschriften, Hefte mit Kreuzworträtseln, ein paar abgegriffene Taschenbücher. Und eine alte

gebundene Ausgabe von *Schau heimwärts, Engel*. Ich nahm meistens das Buch von Thomas Wolfe, las darin und betrachtete die wundervollen Illustrationen von Douglas W. Gorsline, während ich auf Holly wartete. Es kam mir immer vor, als dauerte es ewig. Aber schließlich würde sie lächelnd durch den Eingang kommen und dabei so schön aussehen, dass es mir beinahe wehtat, sie anzuschauen.

O verlornes, vom Wind gekränktes Gespenst, kehre zurück!

2

Als ich Montagnacht meine Wohnung verließ, hatte ich nicht vorgehabt, zehn Kilometer zu Dandi Donuts und wieder zehn Kilometer zurück zu wandern. Ich wollte nur *raus*, nur *weg*.

Nun hatte ich dank Eileen einen Grund, dorthin zu gehen.

Meine Wanderung hatte einen Zweck.

Wenn mich jemand fragt, dachte ich, kann ich ihm erklären, dass ich auf dem Weg zu Dandi Donuts bin, um für eine Freundin zwei klassische glasierte Donuts zu besorgen.

Allerdings war es nicht gerade wahrscheinlich, dass mich jemand fragen würde.

Außerhalb des Campus' liefen nur wenige Leute herum. Selten fuhr ein Auto vorbei. Die meisten Studenten waren in ihren Zimmern, lernten oder spielten

mit ihren Computern herum, führten tiefgründige Gespräche mit ihren Freunden über philosophischen Blödsinn, hatten Sex oder schliefen. Die anderen Leute, die nicht studierten, waren vermutlich auch größtenteils zu Hause. Lasen, sahen fern, machten Liebe oder schliefen.

Während ich die Division Street entlangging, brannte in einigen Häusern hinter ein oder zwei Fenstern Licht. Andere Häuser waren dunkel, bis auf das flackernde Licht der Fernseher. An den meisten Gebäuden brannte nur die Verandalampe.

Manchmal hörte ich Stimmen, dumpfe Geräusche, Lachen oder andere Laute aus den Häusern, an denen ich vorbeikam. Doch in vielen war es still. Ein paar Vögel waren wach und flatterten durch die Luft oder saßen in Bäumen. Ich hörte sie zwitschern und trällern. Aber in erster Linie hörte ich meine eigenen Schritte auf dem Beton des Bürgersteigs. Es war ein gleichmäßiges Geräusch. Jeder Schritt klang wie der vorherige, wenn ich nicht gerade auf etwas trat: ein Blatt, einen Stein, einen Zweig.

Mir fiel auf, wie schnell die Schritte aufeinanderfolgten, und ich ging langsamer. Warum sollte ich mich beeilen? Mein einziges Ziel war ein Donutshop, der niemals schloss.

Und außerdem war das nur ein zufällig gewähltes Ziel. Letztlich gab es keinen wichtigen Grund, dorthin zu gehen.

Was war mit den Donuts, die ich Eileen versprochen hatte?

Versprochen hatte ich eigentlich nichts.

Aber ich hatte gesagt, ich würde ihr welche mitbringen, und ich wollte mein Wort halten.

Sehr wahrscheinlich wäre ich auch zu Dandi Donuts gegangen, wenn sie nicht aufgetaucht wäre. Also war es keine große Sache. Nur dass ich nun verpflichtet war, dorthin zu gehen.

Und mit den Donuts zurück zu sein, bevor ihr Zehn-Uhr-Seminar begann.

Ich *muss* nicht, sagte ich mir. Ich *muss* überhaupt nicht zurück zum Campus oder zu meiner Wohnung oder sonst wohin. Wenn ich will, kann ich einfach immer weitergehen.

Dann kam mir in den Sinn, dass ich nach Norden lief. Wenn ich weiter in diese Richtung ginge, würde ich irgendwann in Seattle landen ... der Heimat von Holly und Jay.

Sehnsucht, Wut und Trauer stiegen in mir auf.

Aber ich ging weiter.

Ich werde *nicht* nach Seattle gehen, sagte ich mir.

Tatsächlich hatte ich erwogen, hinzufliegen, nachdem ich am Freitag Hollys Brief erhalten hatte. Doch ich hatte mich dagegen entschieden. Wenn sie mich für ein Arschloch aus dem Sommerlager abservierte, lag es mir fern, mich aufzudrängen ... oder um ihre Liebe zu betteln wie ein totaler Loser. Sie konnte ihren Jay behalten und ich meinen Stolz. Ich betrank mich.

Ich würde nicht nach Seattle reisen.

Mit ein wenig Glück würde ich Holly Johnson nie wiedersehen.

Ich wünschte nur, auch nicht mehr an sie denken zu müssen. Kurz darauf ging mein Wunsch in Erfüllung,

als mir ein Mann mit seinem Hund auf dem Bürgersteig entgegenkam. Der Mann war untersetzt, dunkelhäutig und bärtig und trug einen schwarzen Turban. Der Hund an der Leine sah aus wie ein Rottweiler.

Ein Rottweiler an einer dieser endlos langen Leinen, die ihm ein paar Minuten Zeit lassen würden, sein Opfer zu zerfetzen, ehe der Halter ihn zu sich zerren konnte.

Beinahe hätte ich die Straßenseite gewechselt, aber es wäre zu offensichtlich gewesen. Der Mann hätte gekränkt sein oder mich für einen Feigling halten oder gar annehmen können, ich wäre einer dieser Eiferer, die Vorbehalte gegen Turbanträger haben. Deshalb blieb ich auf meiner Seite der Straße.

Als sie näher kamen, lächelte ich, nickte dem Mann zu und trat höflich vom Bürgersteig, um sie vorbeizulassen.

Der Hund, der ein gutes Stück vor dem Mann lief, trottete zu mir und schnüffelte am Schritt meiner Jeans.

Ein kräftiger Biss ...

Der Mann am anderen Ende der Leine schien sich für die Aktivitäten seines Hundes nicht zu interessieren.

»Schöner Hund«, sagte ich mit sanfter Stimme.

Er stieß mich mit der Schnauze an. Ich trat einen Schritt zurück, und der Hund knurrte.

Schließlich erreichte der Mann uns. Er sah stur nach vorn und ging vorbei, ohne uns auch nur einen Blick zuzuwerfen. Der Hund leckte an meinem Hosenschlitz.

»Geh weg da«, brummte ich.

Obwohl der Mann schon fünf Meter entfernt war, wandte er nun den Kopf und sah mich finster an. »Es ist verboten, mit meinem Hund zu sprechen.«

»Entschuldigung.«

Er ging weiter und rollte die Leine ein. Der Hund stupste mich noch ein letztes Mal mit der Schnauze an, dann drehte er sich um und folgte seinem Herrchen.

Ich blickte missmutig in ihre Richtung, aber keiner der beiden bemerkte es.

Ich glaube, der Typ war der Meinung, ihm gehöre der Bürgersteig und seinem Hund mein Schritt.

»Arschlöcher«, murmelte ich.

Auch das bekamen sie nicht mit. Was wohl auch besser war. Der Mistkerl hätte den Hund auf mich hetzen oder mit einem Krummschwert auf mich losgehen können. (Falls er eines dabei hatte, ich konnte es nicht sehen ... aber wer weiß, was er unter seinem fließenden Gewand verbarg.)

Jedenfalls ging ich weiter und hielt aufmerksam Ausschau nach Hunden. Es schienen zwar keine weiteren aufzutauchen, aber wenn ich an Häusern vorbeikam, löste das gelegentlich Anfälle von wildem Gebell hinter den Zäunen und Toren aus. Die Hunde konnten mich nicht erreichen, ihr stumpfsinniger Krawall verkündete jedoch der gesamten Nachbarschaft meine Anwesenheit. Ich wollte nur still und unsichtbar vorbeigehen, niemand sollte überhaupt wissen, dass ich da war.

Bald wurden die Bellattacken seltener. Entweder ging ich leiser oder hatte einfach eine Gegend mit weniger

Hunden erreicht. Was auch immer der Grund war, ich begann, mich ein wenig zu beruhigen.

Die Nacht war sehr friedlich.

Ich sah eine weiße Katze über die Straße huschen und unter einem parkenden Auto Schutz suchen. Ich hörte eine Eule rufen. Manchmal war es so still, dass ich das leise Summen der Straßenlaternen wahrnahm.

Als ich von einem Bürgersteig auf die Straße trat, ließ mich ein lautes *Ring-ring-ring* nach Luft schnappen. Ich sprang zurück, und ein Fahrrad zischte an mir vorbei.

»Scheiße!«, stieß ich hervor.

»Hui!«, schrie die Radfahrerin, eine dürre ältere Frau in hautenger Stretchhose und mit nach hinten gedrehter Baseballkappe.

Eine modebewusste alte Schachtel.

Sie blickte über die Schulter zurück und grinste mich an. Ich konnte ihr Gesicht nicht besonders gut erkennen, aber es war bleich und dünn, und ich hatte den Eindruck, dass die meisten Vorderzähne fehlten. Aus irgendeinem Grund bekam ich eine Gänsehaut, die auch dann nicht verschwand, als sie sich abwandte und davonstrampelte.

An der nächsten Kreuzung bog sie ab. Ich war froh, dass sie aus meinem Blickfeld verschwunden war, aber zugleich fürchtete ich, sie würde eine Runde drehen, um noch einmal an mir vorbeizufahren.

Vielleicht hatte ich sie gekränkt. Vielleicht wollte sie sich rächen. Vielleicht hatte sie vor, beim nächsten Mal ihren Arm auszustrecken, mich mit einem knorrigen

Finger zu berühren und »Lös dich in Luft auf« oder »Kröte« oder »Rektum« oder so was zu flüstern.

Ich glaubte nicht, dass es wirklich geschehen würde, aber es ging mir auf jeden Fall durch den Kopf.

Deshalb wechselte ich die Straßenseite.

Eine Weile ging ich langsam weiter und blickte häufig zurück. Ich fühlte ein seltsames Kitzeln in meiner Brust, wie ein unterdrücktes Kichern oder Schreien, das nur darauf wartete auszubrechen, wenn die Hexe um die Ecke geradelt kam.

Um auf Nummer sicher zu gehen und mich zu beruhigen, bog ich schließlich in eine Seitenstraße. Ich ging ein kurzes Stück, bis ich zwei Kreuzungen weiter die Franklin Street erreichte und meine Reise nach Norden fortsetzte.

Hier wird sie mich nicht finden, dachte ich.

Eine halbe Stunde lang passierte nichts. Ich lief einfach weiter die Franklin Street entlang. Die Häuser schienen hier ein wenig älter zu sein als an der Division Street. Hin und wieder bellte ein Hund. Hier waren noch weniger Häuser beleuchtet. Nur ein oder zwei Autos fuhren vorbei. Ich sah niemanden herumlaufen ... oder mit dem Fahrrad fahren.

Doch dann kam aus östlicher Richtung ein Mädchen.

Ungefähr zehn Meter vor mir näherte sie sich von rechts der Kreuzung. Sie blickte nach vorne. Zufälligerweise befand ich mich im Schatten eines Baums.

Ich blieb stehen und hielt die Luft an.

An der Ecke drehte sie mir den Rücken zu, um die Seitenstraße zu überqueren.

Ich stand regungslos da und beobachtete, wie sie der Franklin Street folgte.

Erst als sie die Hälfte des nächsten Häuserblocks hinter sich gebracht hatte, setzte ich mich wieder in Bewegung. Ich trat aus dem Schatten des Baums, ging zur Kreuzung und überquerte ebenfalls die Seitenstraße.

3

Ich verfolgte sie nicht. Ich hielt einfach nur meinen Kurs zu Dandi Donuts.

Aber ich folgte ihr nicht.

Wenn sie an der Ecke einen anderen Weg eingeschlagen und ich meine ursprüngliche Route verlassen hätte, *dann* könnte man sagen, ich würde sie verfolgen. Aber das war nicht der Fall. Sie hatte sich einfach auf dem Bürgersteig, den ich entlangging, vor mich gesetzt.

Das war ihr gutes Recht, genauso wie es mein gutes Recht war, weiter bei meiner Route zu bleiben.

Zumindest redete ich mir das ein, als ich anfang, ihr zu folgen.

Ich lief eine Zeit lang in meinem normalen Tempo weiter und verringerte den Abstand zwischen uns. Dann ging ich langsamer. Ich wollte sie nicht überholen.

Wenn ich eine Frau nachts auf dem Bürgersteig überhole, wenn niemand sonst in der Nähe ist, finde ich

das immer unangenehm. Während ich mich näherte, befürchten die Frauen, ausgeraubt, vergewaltigt oder ermordet zu werden. Sie werfen mir einen nervösen Blick zu. Und wenn ich an ihnen vorbeieile, versteifen sie sich.

Ich bin kein Monster. Ich wirke nett, fröhlich und harmlos. Aber ich bin ein Mann. Das genügt offenbar, um manchen Frauen Angst einzujagen.

Weil ich sie nicht quälen möchte, habe ich mir angewöhnt, sie nicht auf dem Bürgersteig zu überholen. Ich gehe auf die andere Straßenseite oder biege ab, um nicht an ihren Fersen zu hängen, oder reduziere meine Geschwindigkeit.

Meistens Letzteres. Ich schlage ein Bummeltempo ein, bleibe manchmal für einen Moment stehen und hoffe, dass die Frau abbiegt, ihr Ziel erreicht oder mir auf andere Weise aus dem Weg geht. Erst wenn es offensichtlich ist, dass sie weiter vor mir bleibt, ringe ich mich durch, sie zu überholen, oder schlage eine andere Route ein.

Da ich es nicht eilig hatte, zu Dandi Donuts ... oder wohin auch immer ... zu kommen, sah ich keinen Grund, die Straßenseite zu wechseln oder abzubiegen.

Jag ihr bloß keinen Schrecken ein, sagte ich mir. Geh schön langsam weiter und achte auf einen ordentlichen Abstand.

Sie wird überhaupt nicht bemerken, dass ich da bin.

Bis jetzt schien die junge Frau vor mir mich noch nicht wahrgenommen zu haben. Sie ging einfach mit federndem sorglosem Schritt weiter, ließ die Arme schwingen und sah in alle möglichen Richtungen,

aber kein einziges Mal hinter sich. Ihr helles Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden, der munter hin und her schwang. Sie trug ein dunkles Sweatshirt, eine dunkle Hose und dunkle Turnschuhe. Sie hatte nichts dabei, nicht einmal eine Handtasche. Das kam mir seltsam vor. Die meisten Frauen gehen nie ohne Handtasche los.

Wo geht sie wohl hin?, fragte ich mich.

Vielleicht zu Dandi Donuts?

Das wäre zu viel des Guten. Höchstwahrscheinlich war sie auf dem Heimweg. Ich fragte mich, ob ihre Eltern wussten, dass sie zu dieser Uhrzeit draußen herumliefe.

Wer sagt denn, dass sie bei ihren Eltern wohnt?

Sie hätte auch Mitte 20 sein und alleine wohnen können, oder vielleicht war sie verheiratet.

Aber das bezweifelte ich.

Obwohl ich sie nur aus der Ferne und nie in gutem Licht gesehen hatte, hatte ich den Eindruck, dass sie ein wenig jünger war als ich – ungefähr 18 Jahre alt. Wenn das stimmte, wohnte sie wahrscheinlich bei ihren Eltern.

Außerdem schien sie äußerst attraktiv.

Im Schein der Laternen sah ihr Gesicht aus, als *könnte* es hübsch sein. Aber Entfernung und Dämmerlicht können täuschen.

Jedenfalls war es hell genug, um ihre tadellose Figur unter dem Sweatshirt und der Hose erkennen zu können.

Nicht, dass ich sie begehrt hätte. Dank Holly hatten Frauen ihre Anziehungskraft auf mich verloren.

Doch ich fühlte mich ihr auf eine Art verbunden. Wir waren zwei Fremde, die den gleichen Weg einschlugen. Sie lief an denselben parkenden Autos, denselben Bäumen, Wiesen, Häusern vorbei wie ich ... nur ein paar Sekunden früher. Wir beide sahen dieselben Lichter, hörten ähnliche Geräusche, rochen und atmeten fast die gleiche Luft, spürten denselben Beton unter unseren Füßen. Auf immer und ewig existierten wir zur selben Zeit am selben Ort ... beinahe.

Ich konnte nicht anders, als mich mit ihr verbunden zu fühlen.

Mit ihr verbunden und als ihr Beschützer.

Sie schien viel zu jung, um zu dieser Nachtzeit allein durch die Straßen zu ziehen, deshalb wollte ich dafür sorgen, dass sie sicher nach Hause kam.

Jetzt hatte ich *zwei* Aufgaben: Donuts für Eileen besorgen und meine neue Gefährtin beschützen.

Ich war ihr Gefährte, auch wenn sie es nicht wusste.

Ich lasse nicht zu, dass dir etwas zustößt, sagte ich im Geiste zu ihr.

Plötzlich blieb sie stehen. Als ich ebenfalls anhielt, wandte sie den Kopf nach links.

Sie wird sich umdrehen!

Obwohl ich im Licht einer Laterne stand, unternahm ich nicht den Versuch, in Deckung zu gehen; jede Bewegung hätte ihre Aufmerksamkeit erregen können. Absolute Reglosigkeit war meine beste Tarnung.

Ich beobachtete sie und wagte nicht zu atmen.

Ein paar Augenblicke später bemerkte ich, dass ihre Augen einer mageren weißen Katze folgten, die von der anderen Seite der Franklin Street auf sie zuschlich.

Sie wandte sich der Katze zu, und ich sah zum zweiten Mal in dieser Nacht ihr Profil. Ihre Figur ... ihr hoch angesetzter Pferdeschwanz, der geneigte Kopf, die Form ihres Gesichts, ihr schlanker Nacken, ihre Brüste und ihr Hintern, der sich unter der Hose abzeichnete. Ich will nicht sagen, dass sie athletisch aussah, weil das *Kraft* suggerieren würde. Das würde einen falschen Eindruck vermitteln. Vor allem wirkte sie selbstsicher, munter und kess.

Sie ging in die Hocke. Ihr Hintern berührte beinahe den Bürgersteig, als sie den Kopf senkte und mit der Katze sprach. »Komm her, Kätzchen«, konnte ich hören. Sie streckte ihre Hand neben dem rechten Knie aus, um die Katze anzulocken.

Die Katze riss ihr Maul weit auf und stieß ein lautes »Miiiiiu« aus, als wollte sie sagen: »Ich habe dich gesehen. Immer mit der Ruhe, ich bin schon unterwegs.« Zuerst war sie abweisend und scheu, doch dann näherte sie sich schließlich der Hand.

Kurz darauf ließ sie sich fallen und schien vor Wohlbehagen zu schmelzen. Die Frau sprach sanft mit dem Tier, während sie es streichelte, aber ich konnte nicht hören, was sie sagte. Sie verbrachte ungefähr drei oder vier Minuten damit, das Tier zu liebkosen. Als sie aufstand und weitergehen wollte, rieb sich die Katze an ihren Schienbeinen und Waden, glitt zwischen ihren Beinen hindurch, wickelte sich fast um ihre Unterschenkel, damit sie stehen blieb.

Die Frau stolperte beinahe über die Katze, lachte leise und befreite sich mit einem Hüpfen. Als sie weiterging, duckte ich mich hinter einem nahen Baum. Ich

spähte hinter dem Stamm hervor und sah, wie die Katze mit erhobenem Schwanz hinter ihr hertänzelte.

»Miiiau!«

Sie blickte zu dem Tier zurück und sagte: »Na gut, aber nur eine Minute.«

Dann drehte sie sich vollständig um und sah in meine Richtung.

Ich zog meinen Kopf hinter den Stamm zurück. Während ich abwartete, starrte ich auf die Rinde des Baums wenige Zentimeter vor meiner Nase.

»Ja«, hörte ich sie sagen. »Du bist ein armes kleines Kerlchen, stimmt's? Das bist du.«

Ich konnte sie nicht sehen. Ich konnte sie nur hören. Sie hatte eine wundervolle, seltsame Stimme. Es lag nichts Mädchenhaftes darin. Man könnte sie als maskulin bezeichnen, wenn sie nicht zugleich weich und melodisch geklungen hätte. Sie schnurrte beinahe, als sie mit der Katze sprach.

»Ja, das gefällt dir, oder? Hm, ja. Das fühlt sich wirklich gut an.«

Als ich einen Blick um den Baumstamm herum wagte, sah ich, dass sie über der Katze hockte und beide Hände zwischen ihren gespreizten Knien hindurchstreckte, um sie zu streicheln. Die Katze lag entspannt auf der Seite.

»Meinst du, das reicht jetzt?«, fragte sie das Tier. »Davon kann man nie genug bekommen, was?« Sie tätschelte die Katze noch einmal und machte Anstalten, sich aufzurichten, deshalb konnte ich nicht länger zusehen.

Ein paar Sekunden vergingen.

Dann sagte das Mädchen mit seiner vollen, tiefen Stimme: »Bis dann, Kätzchen.«

Ich blieb hinter dem Baum und horchte. Es drangen keine Geräusche mehr aus Richtung des Mädchens und der Katze herüber. Schließlich riskierte ich einen weiteren Blick. Die Katze lag immer noch ausgestreckt auf dem Bürgersteig, offenbar zu träge, um weiterzuziehen. Das Mädchen hatte bereits die nächste Straße überquert.

Sie blickte nicht zurück.

Ich verließ mein Versteck hinter dem Baum und lief die Straße entlang. Während ich über die Katze hinwegschritt, hörte ich sie schnurren. Dann hob sie den Kopf und maunzte, als würde sie sich von mir gestört fühlen.

Ich ging weiter.

Als ich zurückblickte, war die Katze immer noch dort, lag dünn und lang ausgestreckt auf dem hellen Beton, schien in Erinnerungen an die Hände des Mädchens zu schwelgen und zu hoffen, es käme zurück.

Ich überquerte ebenfalls die Straße. Das Mädchen war schon bis zur Mitte der nächsten Häuserzeile gekommen, und ich beeilte mich, um den Abstand zwischen uns zu verringern.

Ich hatte das Gefühl, meine Augen würden magisch von ihrem Rücken angezogen.

Doch ich musste für einen Moment zur Seite gesehen haben. Ich bin nicht sicher, was mich ablenkte.

Als ich wieder nach vorn blickte, war der Bürgersteig vor mir leer.

Das versetzte mir einen Stich.

Wo war sie?

Mein erster Gedanke war, dass ein Entführer sie sich geschnappt hatte. Wo ich sie zuletzt gesehen hatte, war der Garten rechts von ihr teilweise von dichten Hecken umgeben. Er könnte sie aus meinem Blickfeld gezerrt haben ... Ich rannte los.

Aber was, wenn sie den Garten aus freien Stücken betreten hatte ... vielleicht, um zu einem streunenden Hund oder einer weiteren Katze zu gehen?

Ich hörte auf zu rennen.

Immer noch ging ich zu schnell und sagte mir: *Langsam. Ich bin nur ein Typ, der hier zufällig vorbeiläuft.*

Ich bemühte mich, langsam zu gehen, doch mein Herz raste.

Und wenn sie da am Boden liegt? Wenn irgendein Dreckskerl sie vergewaltigt?

Sie würde schreien, dachte ich.

Nicht, wenn er sie k. o. geschlagen hat. Oder sie getötet hat.

Mühsam unterdrückte ich den Impuls, erneut loszulaufen, und schritt an der Hecke entlang. Das Haus dahinter war dunkel, der Rasen in Schatten gehüllt. Langsam ging ich weiter. Sehr langsam. Ich hielt die Augen offen und lauschte.

Niemand schien dort am Boden zu liegen.

Ich hörte keine Kampfgeräusche.

Hat er sie hinter das Haus gebracht?

Auf der dunklen Veranda bewegte sich etwas.